

Bierglaslyrik

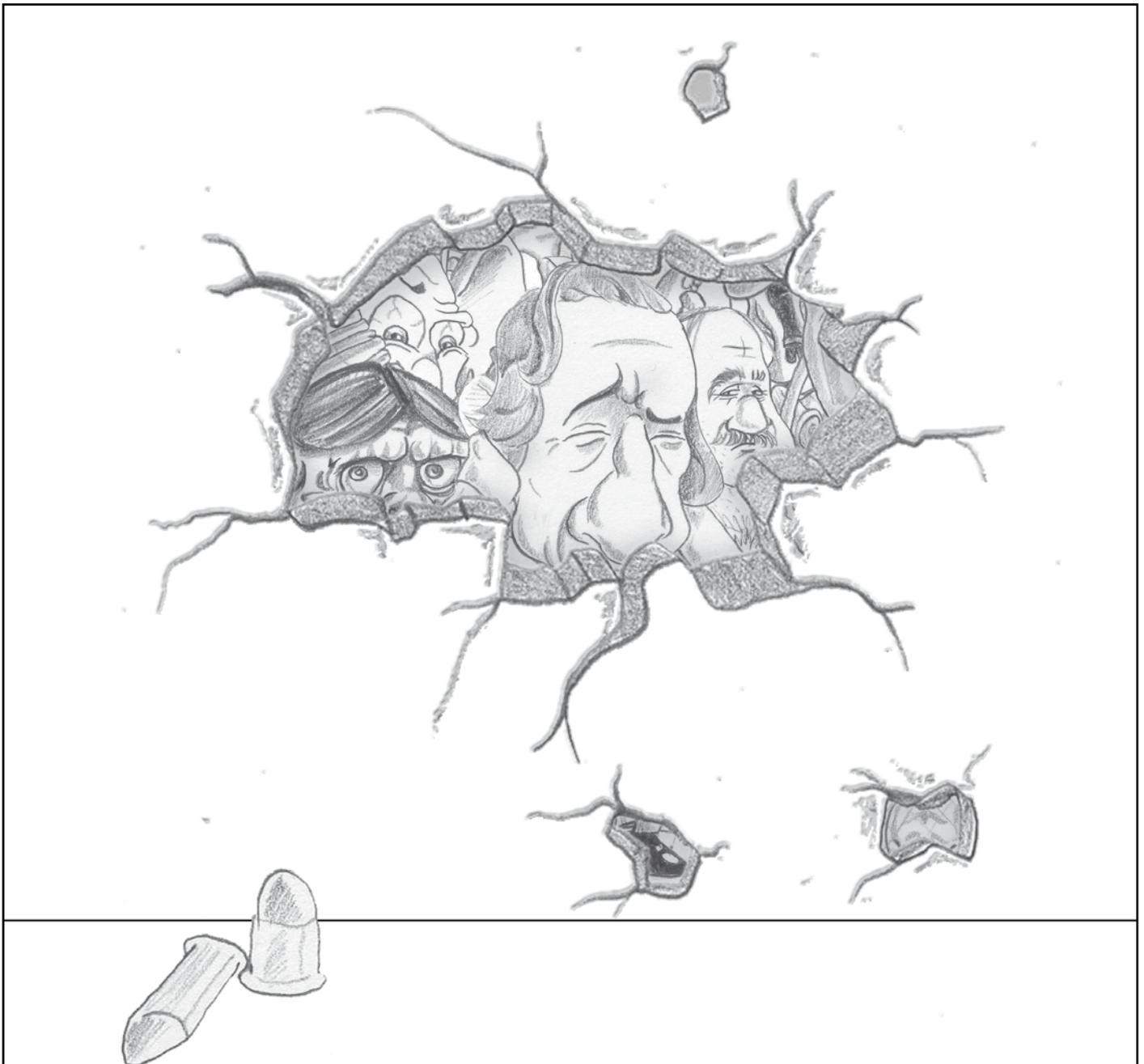
schon fast kult

Nr. 31 / September 2015

„Ich hab' Schutzschild“ Frederik Elting geht alleine nach Hause.

„Ich könnte ihn umbringen ...“ Susanne Mathies geht weiter.

„Ich muss noch schnell brünzeln“ Andrea Fopp geht auf die Jagd.



Gesammelte Werke zum Thema Peng!

Editorial

Liebe Bierglaslyrikerinnen,
liebe Bierglaslyriker

Die sonnigen Gemüter unter euch waren mit unserer bisherigen Themenwahl ja recht gut bedient. Die Blumenkinder durften sich zum Thema „Hippie“ verewigen, die spätpubertär gewickelten Lyriker durften zum Thema „Sommernacht“ schmachten. Und auch das Thema „Disko“ war jetzt nicht wirklich auf Sex & Crime ausgelegt. Ganz anders die vorliegende Ausgabe zum Thema „Peng!“. Mit Ausrufezeichen! Das schreit nach hochgesteckten Mantelkragen! Im Schein der Strassenbeleuchtung blitzenden Revolvern! Entsetzten Schreien aus rot geschminkten Damenmündern! Taucht ein in die bisher dunkelste Ausgabe der BIERGLASYRIK*. Prost und muahaha!
Die Redaktion

*Uns würde übrigens der Body Count dieser Ausgabe interessieren. Nach der Lektüre gerne per Mail an uns!

Spontanes Treffen

von Frederik Elting

„Peng! Peng! Rattatattatta! Du bist tot!“, rief der Rothaarige dem Dicken zu und umkurvte den Gartenstuhl auf der Terrasse meines Lieblingscafés, auf dem ich mich eigentlich zur Entspannung niedergelassen hatte.

„Gar nicht! Ich hab’ Schutzschild!“, spie ihm mit Verachtung der dicke Junge mit der Comicfigur auf dem Shirt entgegen. Kurz bevor er an die Ecke meines Tisches rannte. Das hohe Glas mit dem Rest von Weizenbier tanzte einige Sekunden auf dem Bierdeckel, entschied sich dann aber in Partnerschaft mit der Gravitation, meinen Tag nicht noch beschissener zu machen und den Vorfall zu vergessen.

Über das rotwangige Gesicht des Jungen, den ich mit einem gezwungenen Lächeln in die Inquisition seiner Mutter entliess, hatte SIE mich gefangen ge-

nommen. SIE war mein Ideal gewesen, seit ich SIE in der Zeit kennengelernt hatte, als wir und eine Gruppe unseres Alters jedes Wochenende versucht hatten, uns durch Alkohol schnell und effizient von unserem Bewusstsein zu trennen. SIE sah aus wie früher, hatte nur einige Fältchen um die Augen dazugewonnen. Und SIE lächelte mich an. Honigsüß wie früher. Ich glaubte, mein offener Mund und die glotzenden Augen könnten seltsam aussehen, weshalb ich zurücklächelte. Wie lang ich SIE nicht gesehen hatte.

Das sollte nicht wieder passieren. Nie hatte ich genügend Mut gehabt. Bis heute. Heute würde sich mein Leben zum Guten wenden! Die leichten Schweißflecken, die ich unter meinen Armen vermutete – egal! Meine mieseste Jeans – egal! Welche ich wahrscheinlich auch noch beim Aufstehen hochziehen musste und dabei einen mittelgrossen Bauchansatz enthüllen würde – egal! Was bedeutete das bei wahrer Liebe schon?

Ich trank den Rest meines Biers auf einen Rutsch aus. Legte einen Fünfer unter den Bierdeckel. Stand auf und zog die gottverdammte Hose hoch. Ging drei Schritte auf SIE zu. Der Mann, der von der Toilette kam, ging auch auf SIE zu, küsste SIE auf ihre Stirn und setzte sich zu ihr. Peng! Ich hob meine linke Hand. „Tschüss! Viel Spass!“ SIE nickte lächelnd.

Ich ging nach Hause. Mal wieder. Kein Problem. Ich hab’ Schutzschild.

Frederik Elting trinkt Diebels Alt



Frechdax und Freundin

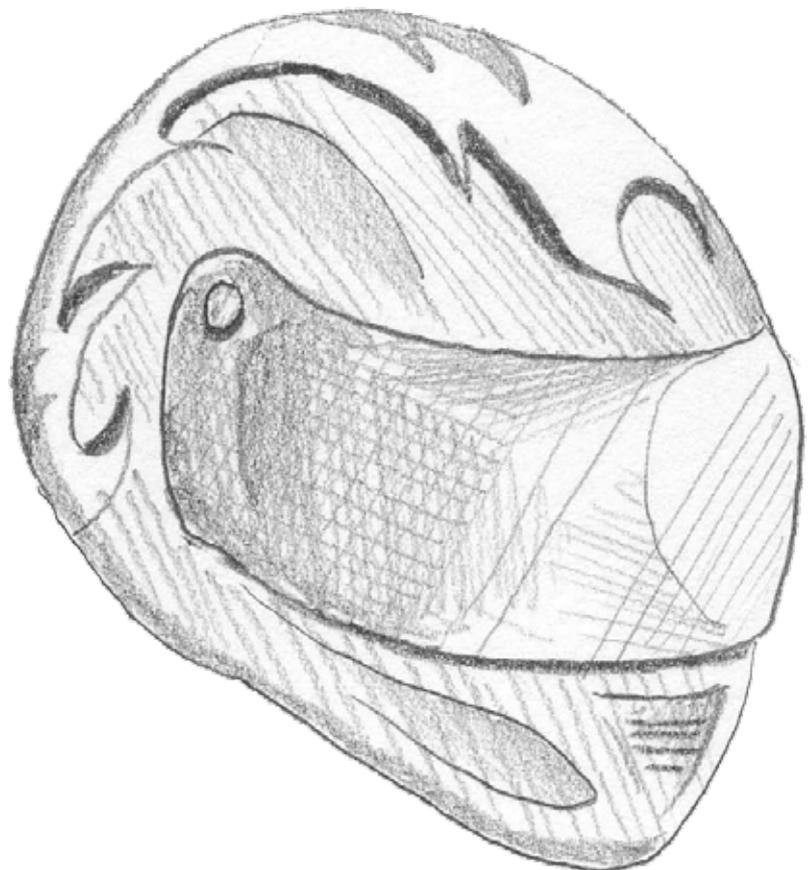
Bernd Daschek

Kennt ihr Christine von Stephen King? Die Geschichte vom eifersüchtigen Auto mit dem dämonischen Eigenleben? So etwas hatte ich auch mal, dachte ich zumindest, nur halt 'ne Nummer kleiner. Es war eine Honda CY 50, Verkaufsnahme Frechdax, mein erstes Moped. Ballonreifen, breite Sitzbank, aufgepeppt mit Frontscheibe, Autoradio und Boxen – ein richtiges Jungen-Angeber-Teil. Damit unter dem Hintern wagte ich endlich, meinen Schwarm Martina anzusprechen. Nach der Schule fuhr ich an der Bushaltestelle vorbei, an der sie wartete, hielt wie zufällig und fragte, ob ich sie nach Hause fahren dürfe. Alle ihre Zweifel schwanden, als ich den vorsorglich in der grossen Topcase auf dem Gepäckträger verstauten zweiten Helm hervorzauberte. Sie schmiegte sich an mich, und ihr Klammergriff löste bereits tiefstes Verlangen nach mehr bei mir aus. Mit atemberaubenden 50 km/h brausten wir über die Strassen. Nach der dritten Heimfahrt fragte Martina endlich, ob wir am Wochenende mit Frechdax nicht einen längeren Ausritt wagen wollten. Sieg! Doch kaum war die Frage gestellt, fing der sonst so zuverlässige Einzylinder-Viertaktmotor an zu blubbern. Noch dachte ich mir nichts dabei und kickte am Tag des ersten Martina-Dates frohen Mutes Frechdax an. Peng! Fehlzündung! „Na, das geht ja gut los!“, fluchte ich. Frechdax und ich schafften es jedoch problemlos zu Martina, die bereits freudestrahlend auf uns wartete. Alles an ihr strahlte: das gelbe T-Shirt und besonders die weisse Hose. Bevor sie den Helm aus der Topcase nahm, gab sie mir ein Begrüssungsküsschen auf die Wange. Plötzlich wieder: Peng! Kleine Teilchen von Öl, Schmutz und unverbranntem Benzin sprenkelten auf ihre Hose. Martinas Blick wirkte säuerlich, dann zuckte sie jedoch mit den Schultern und drängte zum Losfahren. Einige Kilometer weiter: Peng! Das war nicht alles! Der Ruck brachte die Kette

zum Reissen. Die abrollenden Glieder beschmierten nicht nur Martinas Hosenbein, nein, einige rissen sogar Löcher hinein. Sie schrie auf, riss sich den Helm herunter, sodass ich ihre Tränen sehen konnte. Als ich sie tröstend in den Arm nahm, hatte sie sich schon wieder beruhigt, schaute sich um und erkannte, dass wir an einem versteckten Seeufer gelandet waren. „Lass uns doch hierbleiben! Es ist so schön romantisch und einsam dort unten“, meinte sie und zog mich sogleich die Böschung herunter. „Ich würde gern die zerfetzte Hose ausziehen, schäme mich aber“, flüsterte Martina, nachdem wir es uns im Liegen be-

quem gemacht hatten. „Wenn du auch, äh, ... Dann wäre es für mich leichter“, fügte sie hinzu. Die Hosen flogen ins Gebüsch, umgehend kam es zu unserem ersten leidenschaftlichen Kuss, der in meinem Kopf sofort ein Peng! auslöste. Die fehlenden Hosen sorgten für eine Nähe, die noch viele Pengs! folgen liess. Als ich zufällig beim Kuscheln nach oben zur Strasse auf Frechdax blickte, konnte ich mich des Eindrucks nicht erwehren, dass sein Scheinwerfer mir zuzwinkerte.

Bernd Daschek trinkt Singha beer



Der Jägermeister

von Michael Timoschek

Peter Schröll ist der örtliche Jäger von Modriach, einem winzigen Dorf in der Steiermark. Diese Bezeichnung verdient er tatsächlich, denn er ist der einzige Jäger der Ortschaft, in der nicht einmal dreihundert Menschen leben.

Das Leben dort ist dementsprechend rustikal. Kontrolle von oben gibt es in ebenso geringem Mass, wie vonseiten des Staates, denn der Pfarrer und der Polizist sind meistens an der Theke des Wirtshauses Zum Krug anzutreffen, das ihrem Vater gehört.

Schröll arbeitet nicht mehr. Nach einer Erbschaft hat er seinen Job als Zimmermann an den Nagel gehängt und ist nur noch Jäger, sogar einer mit eigenem Revier.

In diesem hat er bereits etliche Tiere erlegt, einen Rehbock zum Beispiel, oder einen Habicht und drei Schäferhunde. Mit den Wildschweinen jedoch hat er Probleme. Diese intelligenten Tiere lassen sich von Schröll einfach nicht erschiessen. Dabei hat er schon fast alles probiert. Köder in Form von Futter haben die Wildsäue ebenso ignoriert, wie Pheromone, die er überall im Revier ausgebracht hat.

In seiner Verzweiflung beginnt er, mit einer höheren Dosis Zielwasser zu ex-



perimentieren. Zielwasser nennt man in der Steiermark den Schnaps, der den Jäger davon abhalten soll, bei der Schussabgabe zu zittern – es sorgt also dafür, dass der Weidmann stets ausreichend Alkohol im Blut hat.

Drei Wochen nachdem Schröll angefangen hat, mehr Obstler zu sich zu nehmen, als die übliche Flasche pro Tag, zeigt sich das Wildschwein. Es handelt sich um einen riesigen Keiler, der sich gut an der Wand von Schrölls Bibliothek machen würde, denn ausser einem schmalen Regal, in dem Kataloge von Jagdwaffenherstellern liegen, befindet sich in diesem Raum bloss ein abgetretener Teppich.

Er legt an, seine Hand ist ruhig dank der Extradosis Zielwasser, drückt ab, und es macht Peng.

Zwei Sekunden später macht es noch einmal Peng.

Schröll erschrickt und geht in Deckung. Da er keine Schmerzen hat, folgert er jagdmesserscharf, dass der Keiler, so

wie er selbst, wohl immer noch zu wenig Zielwasser intus hat, um zu treffen. Erleichtert schießt Schröll zum Spass noch einmal in die Richtung der Wildsau, doch antwortet diese nicht mit einem zweiten Schuss, sondern, so folgert Schröll, wirft ihre Flasche Zielwasser gegen einen Baum, denn er vernimmt das Geräusch von zerbrechendem Glas. Das Wildschwein, so weiss er jetzt, ist böse, weil es der Jäger nicht mit dem ersten Schuss erlegt hat. Er nimmt einen grossen Schluck Zielwasser und schläft auf dem Hochstand ein.

Als er aufwacht und nach Hause fahren will, muss Schröll zu seinem Ärger feststellen, dass die Wildsau seinen Geländewagen zerschossen hat. Den rechten Vorderreifen und die Windschutzscheibe hat sie getroffen.

*Michael Timoschek trinkt
Velkopopovický Kozel*

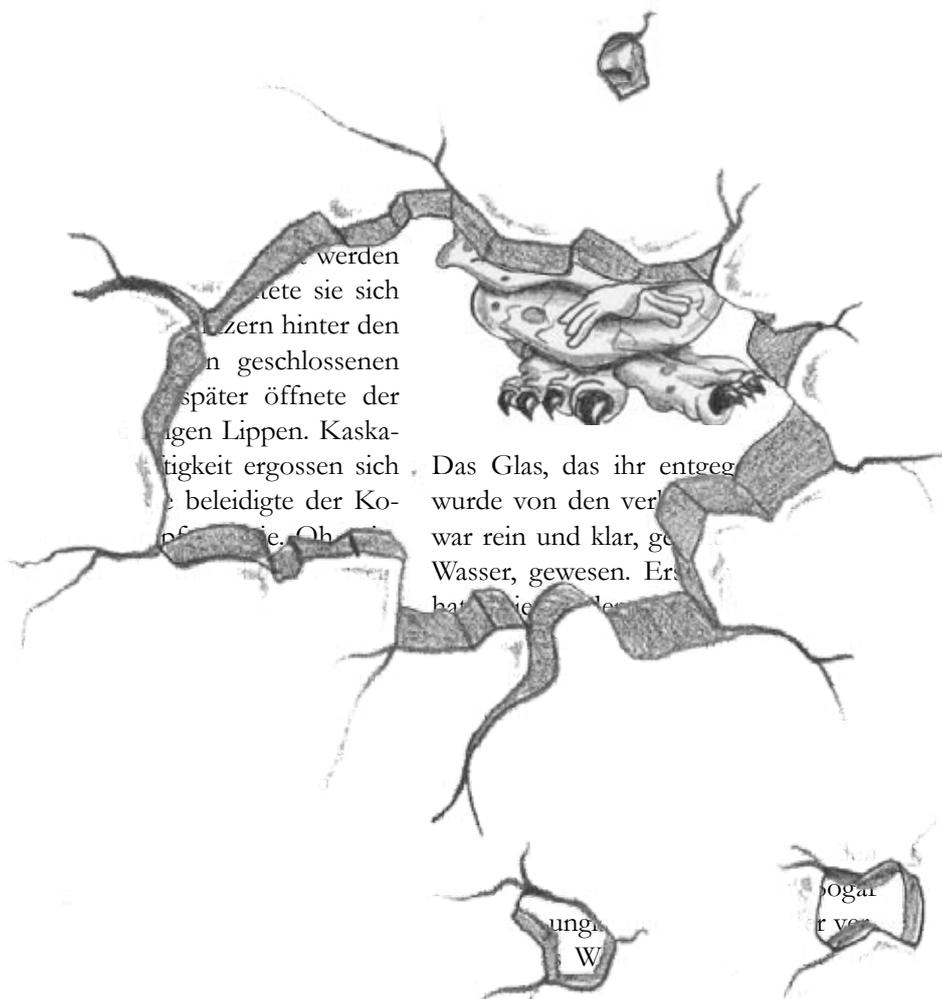


Gönnerhumpen

„löcher in der wand ...

von Sven Klöpping

... peng shui“



werden
setete sie sich
hinter den
geschlossenen
später öffnete der
gen Lippen. Kaska-
tigkeit ergossen sich
beleidigte der Ko-
pf. Oh

Das Glas, das ihr entgeg
wurde von den ver
war rein und klar, ge
Wasser, gewesen. Er
hat wie

ungl.
W

sogar
er ver

Feierabend

von Susanne Mathies

Ich könnte ihn umbringen, denkt sie, als sie Albert immer wieder aus dem Augenwinkel kontrolliert, während im Fernsehkrimi eine langweilige Verfolgungsjagd über den gebogenen Bildschirm läuft. Für das neueste Fernsehgerät hat ihr Ehemann immer Geld übrig, aber für nichts anderes.

Albert sieht unordentlich aus, wie er da im Ledersessel schläft, mit blubbernden Lippen und strähnigem Haar. Sie beobachtet, wie er sich abwechselnd aufbläht und dann wieder in die Falten seines Trainingsanzugs zusammensackt. Den hat er damals schon getragen, als sie noch nicht verheiratet waren. Natürlich hat sie ihm schon im ersten Jahr einen neuen zu Weihnachten geschenkt, aber den zieht er nicht an.

Gelegentlich stösst Albert einen lauten Schnarcher aus, der in seinem Gaumen stolpert und ihn fast aufwachen lässt.

Die Pralinen von Coop schmieren auf ihrer Zunge, süß und cremig. „Selection de Luxe“ aus dem Sonderangebot, die erste Lage gerade mal zur Hälfte aufgebraucht. Das hält noch lange vor, sagt sie sich, aber ein Trost ist das nicht.

Seit wie vielen Jahren wünscht sie sich nun schon, Albert um die Ecke zu bringen? Das ist doch kein Leben, jeden Abend diesem Schlafsack zuzusehen. Wenn sie das wenigstens einmal laut zu jemandem sagen könnte – aber wem denn, seiner Mutter vielleicht? Die predigt dann nur wieder, dass sie sich freuen kann, Albert am Feierabend ganz für sich allein zu haben. Es ist nicht auszuhalten, immer muss sie alles in sich hineinfressen, so kann es nicht weitergehen.

Im Fernsehen haben die Polizeiwagen den Bankräuber in die Enge getrieben. Er schießt aus dem Autofenster auf die Beamten, es knallt ganz laut, das ist der Dolby Surround Sound. Albert zuckt zusammen, schnauft kurz auf

und öffnet die Augen. Sie sind gerötet und vom Schlaf verklebt.

„Bring mir was zu trinken, Frau!“, sagt er in dem aufgesetzt scherzhaften Ton, den er und seine Schützenheim-Freunde gern bei Feiern verwenden, bevor sie sich beglückwünschend zu-prosten, weil sie so tolle Kerle sind.

„Möchtest du ein Glas Wasser?“, fragt sie.

„Ein Glas Wasser?“ Albert lacht laut und herzlich, dass sein Bauch wackelt. „Willst du mich etwa umbringen?“

Susanne Mathies trinkt Chocolate Stout



Der Kobold

von Sabine Wagenknecht

Das Wesen hockte da, krumm und mickrig. Von einem akkuraten Pagenkopf wurde das Gesicht mit der scharfgeschnittenen Nase gekrönt. Wie Salz und Pfeffer ist die Haarfarbe, dachte sie. Die Kreatur beobachtete mit scharfen Augen jede Bewegung von ihr. Riesige, schwarze Pupillen höhnisch zwischen unzähligen Krähenfüßen. Die Augenbrauen waren das Angsteinflößendste am Gnom-Gesicht. In Sekundenschnelle konnten sich die Striche vereinigen, wurden nicht nur länger, sondern auch dicker. Die Augen sprühten vor Missbilligung. Manchmal wurden die Geraden zu Kurven. Eine makabre Mischung entstand aus Erstaunen und spöttischer Verachtung. Das Hochziehen der inneren Strichenden über der Nasenwurzel war für sie das Schlimmste. Dann wusste sie, dass sie eine Dummheit gemacht hatte, die nur mit Teilnahmslosigkeit und einer Spur herablassenden Mitleids von Seiten des Biestes bestraft werden konnte. Noch mehr fürchtete sie sich vor dem boshaften Glitzern hinter den zu winzigen Schlitzen geschlossenen Lidern. Sekunden später öffnete der Gnom seine runzligen Lippen. Kaskaden voller Boshaftigkeit ergossen sich dann über sie. Nie beleidigte der Kobold, nie beschimpfte er sie. Oh nein, das Wesen erteilte Instruktionen. Kein Bitte, kein Danke. Jedes Wort getränkt mit einem Hauch von arrogantem Zynismus. Die Töne, aus dem verkniffenen Mund hervorgestossen, schwirrten wie hohle Pfeile. Gefüllt mit dem langsam wirkenden Gift der maliziösen Niedertracht. Mit fast tödlicher Präzision trafen sie das Zielobjekt, immer und immer wieder. Bohrten sich durch die Gehörgänge bis in die hintersten Ecken des Unterbewusstseins. Wenige Male hatte sie versucht, sich zu wehren. Nein gesagt, Argumente entgegen gehalten. Versucht, die Stimme zu ignorieren. Doch der Preis für ihre Renitenz war zu

hoch. Schon bald musste sie einsehen, dass der Wicht die Fäden in der Hand hielt, sie wie eine Marionette tanzen lassen konnte und dies mit penetranter Gehässigkeit auch tat. Tag und Nacht erwartete das Wesen ihre Bereitschaft. Lange schon war ihr kein tiefer Schlaf gegönnt gewesen. Nur kleine, traumlose Pausen von maximal zwei Stunden. Vielleicht war es ganz gut. Sicherlich hatte der Kobold längst die Macht auch über ihre Traumbilder erlangt.



Das Glas, das ihr entgegen gestreckt wurde von den verkrümmten Fingern war rein und klar, gefüllt mit frischem Wasser, gewesen. Erst vor 5 Minuten hatte sie es dem Kobold hingestellt. Nun schwamm darin Blumenerde, mit den krallenartigen Fingern aus dem Azaleentopf gepult. Wortlos ging sie in die Küche. Das Essen war schon vorbereitet. Sie nahm ein neues Glas aus dem Schrank, füllte es mit Wasser und einer Tablette. Draussen hörte sie den Kobold vor sich hin murmeln. Sogar in seinem unglaublich hohen Alter verwaltete das Wesen seinen Goldschatz noch selbst. Es führte Listen über Listen, vermerkte jede einzelne Ausgabe mit der winzig-krakeligen Schrift in Notizbüchern. Seine geistigen Fähig-

keiten schienen sich proportional zum körperlichen Kräfteabbau zu steigern. Das Mahl stellte sie zusammen mit dem Glas auf ein Tablett. Rührte kurz die dickliche Sauce des Fleischbereiches um, tauchte den Finger hinein und schleckte ihn ab. Der Gnom konnte sie nicht sehen. Etwas fehlte noch. Sie verteilte ein paar Körner in der Sauce. Sie sahen aus wie vertrocknete Kapern. Das Wesen wartete schon, ungeduldig trommelten seine Finger auf der Tischdecke.

Sie stellte das Tablett ab, begann, alles in kleine, mundgerechte Stücke zu schneiden. Hungrig grunzte der Gnom. Zufrieden mit ihrem Werk sah sie, wie er mit einem Esslöffel die Nahrung zwischen die welken Lippen beförderte, hastig schluckte. Unersättlich schlürfte er das Glas bis auf einen kleinen Rest aus. Hob es anklagend hoch, fixierte sie strafend. Sie wendete sich ab. Plötzlich schlich sich in den Blick des Biestes ein schmerzlicher Ausdruck.

PENG!

Der Kobold liess das Glas fallen. Tausende winziger Splitter glänzten und funkelten als wären es Diamanten. Kraftlos fielen die Arme des Wesens herunter. Das Atmen schien ihm schwerer zu fallen, keuchend entrang sich der faltigen Kehle ein Schluchzen. Noch einmal bäumte sich die Kreatur in ihrem Rollstuhl auf, sackte dann leblos in sich zusammen. Sie drehte sich vom Fenster zum Zwerg. Tippte ihn mit einem Finger vorsichtig an. Klaubte die Diamanten auf. Legte sie auf das Tablett.

Sie lächelte.

Der Kobold hatte keine Macht mehr über sie.

Das Leben konnte beginnen ...

Mutter war tot.

Sabine Wagenknecht trinkt Kraneberger

Im Hotel des Todes

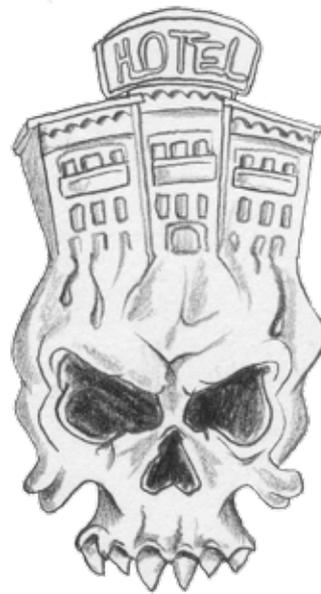
von Christoph Gross

Civesolim... Josef K. betritt den Raum mit einem Erleichterungsgefühl. Das erstaunt ihn. Was nichts damit zu tun hat, dass das einzige Fenster des Raumes recht hoch liegt und vergittert ist. Im Fall eines Brands würde er bloss schwer hinauskommen können... Dennoch findet er ihn gemütlich. Die rosa Tapete des Zimmers erinnert ihn an ein Bordell, das er früher gelegentlich besucht hat und das schon seit einem langen Zeitraum nicht mehr existiert. – Sein Blick fällt auf einen Holzstuhl. Er setzt sich auf ihn, worauf sich seine Stimmung schlagartig verdüstert. Er muss nämlich daran denken, wie toll sein Leben bis vor einem halben Jahr gewesen ist!

Vor knapp sechs Jahren ermordete er durch List einen reichen Mann und erbte, wie geplant, das Vermögen des Ermordeten. Nachher sollte über fünf Jahre lang alles bestens für ihn laufen. In all der Zeit kam er nie auf die Idee, er könne entlarvt werden, denn er hatte alles vernichtet, was ihn hätte verraten können. Und wann immer er sich dem Gefühle hingab, ein unbestrafter Mörder zu sein, der sich nicht grundlos vor jeder Verfolgung gefeit fühlte, geriet er geradezu in Verzückung.

Irgendwann fing aber dieses unheilige Gefühl an, sich langsam in einen handfesten Gedanken umzuwandeln, und eines Tags war es dann soweit, dass dieser Gedanke ihn völlig beherrschte. Jetzt war er unfähig, sich auch nur für einen Moment von ihm zu befreien. Folgenlos konnte das nicht bleiben. Nun, manchmal passiert es ja, dass man eine irgendwo aufgeschnappte Melodie pfeift, obgleich man sich selber damit auf die Nerven geht; eines Abends er tappte er sich also dabei, dass er leise daherredete: „Ich bin im Trockenem... In Sicherheit bin ich. Ich bin sicher!“ Sofort drohte eine dämonische Angst, ihn zu übermannen, wurde jedoch flugs

von heftiger Wut vertrieben. Wütend auf sich selbst war er. *Reiss dich gefälligst zusammen, du undisziplinierter Idiot!*, beschimpfte er sich in Gedanken. *Halt die Klappe!*



Danach gelang es ihm für eine Weile relativ gut, wieder Haltung zu bewahren. Als er aber wenige Monate vor dem Betreten des Raums mit der rosa Tapete durch Midheims Strassen flanierte, merkte er auf einmal, dass er seinen blasphemischen Rosenkranz beinahe laut herunterleierte: „Ich bin sicher. Ich bin im Trockenem...“ Abrupt blieb er stehen, um sogleich in einem Ausbruch von Wahnwitz hinzuzufügen: „In Sicherheit bin ich: vorausgesetzt, dass ich nicht so dämlich bin, ein Geständnis abzulegen!“

Ihm wurde schlecht vor Panik. Gleichzeitig überkam ihn ein abartiger Überschwang. Er kam sich wie ein dämonisch Besessener vor, der im Begriff

war, jauchzend das eigene Haus anzuzünden. Ungestüm marschierte er los. Er beschleunigte seine Schritte immer mehr, getrieben von der Hoffnung, sich auf diese Art womöglich wieder einkriegen zu können. Bald lief er. Das bizarre Verlangen, die begangene Untat in die Welt hinauszuschreien, peinigte ihn unvorstellbar, während er schneller und schneller rannte. Schliesslich stürzte er wie ein tollwütiger Amokläufer durch die Strassen, vorbei an Menschen und nichtmenschlichen Geschöpfen. Eine Frau wurde von ihm brutal zu Boden gestossen. Kein Wunder, dass er plötzlich von Stadtgardisten verfolgt wurde. Wahrscheinlich wäre er seinen Verfolgern entwischt, wäre er nicht über ein am Strassenrand liegendes Altpapierbündel gestolpert und – *peng!* – der Länge nach hingefallen. Wirr vor Entsetzen war sein Kopf. Indes war er entschlossen, seinen Untergang zu verhindern. Entgegen seiner sonstigen Gewohnheit war er ausgerechnet heute unbewaffnet, daher wollte er seinen Schädel auf das Pflaster knallen, um sich bewusstlos zu machen. Doch kam er nicht dazu; mehrere Hände ergriffen ihn. Handschellen schlossen sich um seine Handgelenke. Damit waren die Würfel gefallen. Als die Gardisten Josef K. auf die Beine gestellt hatten, brach das gravierendste Geständnis seines Lebens aus ihm heraus. Was weiter mit ihm geschehen ist, muss nicht erklärt werden. Jetzt hockt er jedenfalls in dem Raum mit der Bordelltapete: der übrigens einen Teil eines Midheimer Gebäudes bildet, das von den Midheimern gern das Hotel des Todes genannt wird und der Unterbringung von Männern dient, auf welche die Guillotine wartet. *Civesolim...*

*Christoph Gross trinkt
Feldschlösschen Alkoholfrei*

Last Exit Shanghai

von Bent Dirk

Ganz verstanden hatte er es nie. Es musste irgendwo zwischen Zhenfengnong und Xianyuannong passiert sein. Doch so genau hätte er es sowieso nicht eingrenzen können. Irgendwo in Zhouzhuang, the No. 1 Water Town of China, das wäre das Höchste gewesen, was er hätte sagen können.

Inzwischen hatte er sich eingerichtet. Schnell hatte er gelernt, sich in der Küche des kleinen Nebenstrassenimbisses nützlich zu machen. Seine Kollegen hatten ihn zuerst abwaschen lassen, aber jetzt durfte er auch gelegentlich schon die Zuarbeiten für den Koch machen, Gemüse rüsten und ähnliches.

Zuerst hatte er es gar nicht gemerkt, sondern war der Gruppe einfach hinterher gelaufen. Sicher, er hatte im ersten Moment seine Sitznachbarn aus dem Reiseкар vermisst, und irgendwie sah der Führer auch anders aus. Aber die Chinesen, die sehen doch eh alle gleich aus, vielleicht hatte er auch auf der Hinfahrt nicht richtig geschaut. Erst im Car wurde dann klar, dass etwas nicht stimmen konnte. Er setzte sich auf seinen Platz, nahm den Rucksack, der dort noch lag, aber wirklich: Sein Sitznachbar war nicht mehr derselbe. Auch die andern im Car – das waren doch alles Chinesen! Es dämmerte ihm, er war... dem falschen Führer nachgelaufen! Dabei hatte er sich doch an der roten Fahne orientiert, die der Guide immer hochgehalten hatte. Der Fahne, rot wie eine Ampel. Das hatte er schon als Kind gelernt: „rot“ ist oben, dann muss man warten, und unten ist „grün“, dann kann man gehen, auch wenn die Lampen für ihn beide gleich aussahen. Aber oben war eben rot, das wusste er, und so war er eben der roten Fahne nachgelaufen.

Die Frau neben ihm sah ihn irritiert an, als er den Rucksack vom Sitz nahm und sich hinsetzte, als er den Rucksack aufmachte und durchkramte, die Brief-

tasche durchsuchte und die fremden Kreditkarten und Ausweise durch die Hände drehte, doch nun fuhr der Bus schon, und da schien sie es zu akzeptieren.



Sie nahm ihn mit heim. Sie redeten kaum. Wie auch, er verstand es ja nicht. Sie zeigte ihm am nächsten Tag die Küche in dem kleinen Imbiss, in der sie die Mittagsmenüs an die Arbeiter des Viertels verkaufte, und er begann, die Teller zu spülen. Er nannte sie Budong, denn das musste ihr Name sein, und sie lachte immer, wenn er sie rief, lachte und sagte Budong, Budong.

Manchmal, an seinem freien Abend, lief er die Huangxing Road bis zum Wujiaochang Square, setzte sich dort auf eine der Steinbänke und betrachtete die blinkenden Leuchten über dem Rondell, und wenn sie die Leuchten um neun Uhr ausstellten, schaute er noch eine Weile auf die riesige Werbeleuchfläche an der Wand des Einkaufszentrums, die die ganze Kreuzung mit buntem Licht übergoss. Dann zog er eine Haunghelou aus dem Päckchen und genoss den Rauch, denn Marlboro hatte er sich schon vor langem abgewöhnt, die waren auch sechs Yuan teurer, und so viel Geld hatten sie dann doch wieder nicht. Es war angenehm ruhig, wenn keiner von einem eine Antwort erwartete.

In solchen Momenten fragte er sich, was denn eigentlich mit Budongs Mann passiert war. Hatte er zufälligerweise auch die Reisegruppen verwechselt und seinen Platz eingenommen? Oder war er einfach in einen der Kanäle gefallen und schon längst von den Fischen im Jangtse aufgefressen worden?

Und wenn schon, es wird nicht schade um ihn sein! Was für ein Mann muss das gewesen sein, dass die eigene Ehefrau anstandslos einen neuen Mann an ihrer Seite, in ihrem Bett akzeptiert! Was für ein Sauhund musste das gewesen sein, dass alle Kollegen und Freunde der Familie es ohne Murren akzeptierten, dass nun ein anderer an seiner Stelle war, die Tochter mit ihm spielte, ihn vielleicht sogar besser mochte, obwohl er doch so fremd war. Blond und mit blauen Augen, gross und klobig und ganz anders als die Menschen um ihn herum, blond und auf einen Blick erkennbar: Peng Zhenfan – wie es nun in seinem Pass stand – Peng Zhenfan, der war er nun sicher nicht... gewesen.

Bent Dirk trinkt Tsingtao

Helle Jeans leuchten im Dunkeln

von Andrea Fopp

Ich stand vor dem Schrank, zog eine Hose nach der anderen raus und warf sie auf den Boden. Keine sah annähernd aus wie die Jagdhose meines Vaters. Am Schluss zog ich eine helle Jeans an, um die es nicht schade war. In einer halben Stunde würde mein Vater nach Hause kommen und mich auf die Jagd mitnehmen.

Früher hatte ich mich nie sonderlich dafür interessiert. In meinem Kinderzimmer in Chur hing ein Steinbockgeweih an der Wand, genau wie bei meinem Grossvater im Keller. Mein Vater trug ständig eine grüne Faserpelzjacke und hatte im Winter eine Mütze auf dem Kopf, die er sich aus dem Fell eines selbsterlegten Fuchses hatte machen lassen. So war das einfach.

Doch eines Tages erzählte Seraina in der Schule, sie sei am Wochenende mit ihrem Vater auf dem Maiensäss gewesen, auf der Jagd. Seraina war das Mädchen, mit dem alle anderen befreundet sein wollten. Gross, blond und weitaus die Beste im Sport. Und dann hatte sie



erst noch als Erste die Mens bekommen. Mich wählten meine Mitschülerinnen im Turnen immer als Letzte in ihre Teams, egal ob wir Völkerball oder Fussball spielten. Und meine Unterhose, die ich jeden Tag kontrollierte, war bisher immer weiss geblieben.

Seraina erzählte, schon um fünf Uhr morgens habe ihr Vater sie geweckt. Eine Stunde lang hätten sie eine Hirschkuh beobachtet. Schiessen durfte er allerdings nicht, das Tier hatte ein Junges dabei. Sogar die Knaben hörten Seraina zu. Seither hatte ich meinem Vater in den Ohren gelegen, mich auch einmal mitzunehmen.

Er stellte das Auto ausserhalb der Stadt am Waldeingang ab. Dann hängte er sich das Gewehr um und ging auf einem Trampelpfad in den Wald hinein. Es war früher Herbst, die Blätter mussten sich bereits rot, gelb, orange verfärbt haben, doch damals fiel mir das nicht auf. Vor einem grossen Baum hielt mein Vater an – ich wusste nicht, was es für einer war, obwohl mein Vater mir seit Jahren Tannzapfen und Laubblätter vor die Nase hielt, damit ich sie zu unterscheiden lernte. „Das ist ein guter Platz“. Hinter uns war der Wald, vor uns erstreckte sich ein Feld, das seitlich von Bäumen und gegen unten von der Hauptstrasse begrenzt wurde. „Am Abend kommen die Rehe aus dem Wald, um zu grasen.“ Wir setzten uns hinter den Baum, er würde uns vor den Tieren verbergen. Der Wind ging bergabwärts, so dass sie uns auch nicht riechen würden. Die Äste knarrten.

Ich suche mit meinen Augen das Feld ab, nichts. Nach kurzer Zeit vergesse ich, die Wiese zu beobachten und hänge meinen Gedanken nach. Irgendwann gibt es einen Knall. Ich erschrecke nicht, in Chur ist man sich das gewohnt von den Soldaten, die unten auf dem Rossboden Kugeln in den Calanda jagen bei ihren Schiessübungen. „Da hat einer

etwas erwischt“, sagt mein Vater. Die Wiese ist immer noch leer. Ich nehme einen Stock und ziehe eine Linie in die Tannennadeln, die den Waldboden bedecken. Das macht ein kratzendes Geräusch. „So traut sich kein Reh in unsere Nähe“, sagt mein Vater. Ich lege den Stock leise auf den Boden, wechsele die Position, das linke Bein ist eingeschlafen. Meine Hände sind eiskalt, ich ziehe die Ärmel meines Pullovers darüber.

Das Gras der Wiese wirkt jetzt grau, matt. Die Bäume des Waldes zeichnen sich dunkel ab, einzelne Äste sind nicht mehr erkennbar. Unten auf der Hauptstrasse leuchten die Lichter der Autos. „Wir gehen“, sagt mein Vater. Bald sei es zu dunkel, um zu schiessen. „Ich muss noch schnell brünzeln“, sage ich und suche mir einen Baum, hinter dem mich mein Vater nicht sehen kann. Ich ziehe die Hose runter und gehe in die Hocke. Oh, nein. Ein paar Tröpfchen sind auf meine Schuhe gespritzt. Also versuche ich, die Beine weiter auseinander zu stellen, doch die Hose hindert mich daran. Ich kippe nach links und kriege gerade noch rechtzeitig den Fuss auf den Boden, um mich auf den Beinen zu halten. Also behalte ich die Position bei und schaue zu, wie weitere Tropfen sich dunkel auf dem Leder abzeichnen. Sind ja nur Bergschuhe. Dann stapfe ich durchs Laub zurück. Ein Ast bricht unter meinen Füßen. Mein Vater ist nicht mehr an seinem Platz. Da kniet er, am Rand des Feldes, das Gewehr angelegt. In etwa 20 Meter Entfernung unter ihm sehe ich gerade noch ein Reh davongumpen. Mein Vater lässt das Gewehr sinken. „Habe ich es vertrieben?“, frage ich. „Deine Jeans leuchten im Dunkeln“, antwortet er. Mein Vater ist nicht böse. Aber ich weiss nicht, ob ich diese Geschichte am nächsten Tag in der Schule erzählen will.

Andrea Fopp trinkt Unser Bier Amber

Der Tag der Jagd

von Mirjam Rusterholz

„PENG!“ Der erste Schuss krachte durch die Stille und verlor sich in einem Widerhall. Das nachfolgende kurze Schweigen des Moments erschien fast unwirklich geräuschlos und hatte etwas kaum wahrnehmbar Bedrückendes, bevor keine Sekunde später weitere Schüsse fielen. Jeder Anwesende spürte die Anspannung, die wachsende Erregung und die steigende Gier nach frischem Blut. Ebenso bemerkte man die Panik auf der anderen Seite, hörte das Schreien und Wehklagen der Verwundeten, die sich in Todesqualen wanden. Gleichzeitig begannen die Jäger zu johlen und zu Jauchzen, immer lauter und länger, mit jedem Treffer, den sie setzten. Sie standen auf ihren Positionen, schossen auf alles, was sich bewegte und wurden mit jedem ausgehauchten Leben blutrünstiger und erbarmungsloser. Hinter ihnen standen die restlichen Leute aus dem Dorf, die Frauen, Kinder und die Älteren. Sie lachten, klatschten und jubelten, und wer konnte, feuerte seine Liebsten an. Dieses Treiben glich mehr einem Schützenfest denn einer Jagd, und tatsächlich ging es hier nur darum, möglichst viele Leben auszulöschen. Nicht selten war es am Nachmittag so, dass die Väter ihren Kindern und die Jünglinge ihren Bräuten den Umgang mit dem Gewehr beibrachten.

Ursprünglich waren die Menschen aus dem Dorf nicht so schlimm. Sie waren aufgeschlossen den Geschöpfen gegenüber, die sich ihnen des Tages oder nachts näherten, gaben ihnen Futter und Wasser und erfreuten sich am Kontakt mit ihnen. Aber als sie sich vermehrten, und je grösser ihre Anzahl wurde, desto bedrohlicher wurden sie von der Bevölkerung wahrgenommen, die eine Angst um Hab und Gut entwickelte. Die Stimmung gegenüber den fremden Geschöpfen kippte, und ein paar junge Burschen beschlossen bei einer Nacht-und-Nebelaktion ei-

nige von ihnen zu erlegen. Diese Tat sorgte zuerst für Empörung in der Dorfgemeinde, aber viele fanden, dass man dieser Plage doch irgendwie Herr werden müsse, und so beschloss man, dass an einem Tag im Jahr auf sie geschossen werden dürfe, um sie so gut wie möglich zu dezimieren. Der Beste der Schützen sollte zudem einen fetten Preis erhalten.

Am Abend nach der Jagd liess man diesen Tag mit einem Festschmaus auf dem Dorfplatz ausklingen, bei dem man das Fleisch des vergangenen Jagdtages über einem Höhenfeuer briet und servierte. Saufgelage und Tanz gehörten ebenso dazu, und natürlich die üblichen Gespräche, das Getratsche der Frauen und die Prahlerei der Männer. Jeder freute sich über den erfolgreichen Tag und eine erfolgreiche Jagd. Während sich die Jugend unter dem Rauschen der Musik bewegend auf der Tanzfläche näherkam und die Kinder spielend und kreischend zwischen den Leuten herumrannten, gesellte sich das restliche Volk an den Tischen zusammen, die man unter freiem Himmel aufgestellt hatte, und genoss das Zusammensein.

An einem dieser Tische sass der erfolgreichste aller Schützen zusammen mit den anderen Jägern. Er war ein grosser, kräftiger Mann mit dunklem krausem

Haar und Vollbart, strengem Blick, aber doch voller Humor. Da kam ein kleiner Junge auf ihn zu, gerade mal sechs Jahre alt, und stellte sich vor ihn hin: „Du, Vater. Kann ich dich etwas fragen?“ Voller Freude und Liebe bückte sich der Bärtige und nahm den Jungen auf den Schooss. „Aber sicher, mein Junge“, antwortete er und knuffte ihn liebevoll in die Wange. „Vater, warum machen wir das, die Jagd meine ich?“, fragte der Kleine. „Nun mein Junge“, antwortete der Mann stolz. „Sie sind eine Gefahr für alles, was wir haben. Sie könnten es uns wegnehmen, und wir müssten auf der Strasse leben, betteln, hungern, frieren und hätten keine Perspektive mehr. Einst kamen sie hier an, scheu, hungrig und ausgezehrt von einer langen Wanderung. Wir liessen sie bleiben, halfen ihnen Fuss zu fassen. Aber es wurden zu viele. Es ist unsere Pflicht, sie zu reduzieren.“ Etwas ungläubig schaute der Sohn den Vater an, so als würde er es nicht begreifen, was dieser eben gesagt hatte, und schüttelte dann den Kopf. „Was ist? Warum guckst du mich so an? Was verstehst du nicht?“ Der kleine Junge schaute dem bärtigen, von Kraft strotzenden Mann in die Augen und sagte: „Aber Vater, es sind doch auch Menschen!“

Mirjam Rusterholz trinkt Kilkenny



Zwei Gedichte von Didi Costaire

Crhyme time

Es stürmte und gewitterte
am dunklen Waldesrand.
Dort lief der Babysitter T.
im wehenden Gewand.
Am Abend noch verfütterte
er Blumenkohl mit Schmand.
Nun fluchte er und zitterte
und wirkte angespannt.

Da blitzte es und glitterte,
schon griff ihn eine Hand.
Er schlotterte und schlitterte,
dann fiel er in den Sand.
Ein scharfer Schuss erschütterte
nicht bloss den Baumbestand.
Die Schädeldecke splitterte,
das Blut floss penetrant.

Des Leichnams Kluft zerknitterte;
bald sah ihn ein Passant.
Die Polizei umgitterte
den Ort mit Absperrband.
Ein Kommissar ermittelte
und fand nur Flaschenpfand.
Der dreiste Täter twitterte:
„Ich bleibe unerkant.“



More crhyme

Der Mohr hat seine Schuldigkeit vertan,
denn Schludrigkeit missfiel den grossen Bossen
vom mafiösen Schwerstverbrecher-Clan.

Ihr Bandenmitglied lebte nymphoman.
Verschossen war der Typ in Sommersprossen.
Geschossen hat er allerdings im Tran.

Er blieb der Elefant im Porzellan.
Für alle sichtbar ist das Blut geflossen.
Das widersprach dem streng geheimen Plan.

Die Gangster mochten keinen Schlendrian
und deshalb hat der Bandenchef beschlossen,
den Kerl zu töten, schnell und filigran.

Bald lockte man den Mohr auf einen Kahn.
Dort wurde jener kurzerhand erschossen,
was keine Zeugen hörten oder sahn.

Die Gang agierte profihaft-profan.
Bloss die Bestattung hat das Pack genossen:
Das Moor hat seine Schuldigkeit getan.

Der Mohr indes war gar kein Dummerjan,
doch eine Träne hat er schon vergossen.
Am Mooresgrund liegt jetzt sein Saufkumpan.

Didi Costaire trinkt Schussenrieder Schwarzbier N°1



Zu eng für Chopin

von Karen Plate-Buchner

Für die Galavorstellung zwäng
ich mich in ein Kleid aus Satin,
doch halten die Nähte nicht
zwei Kilo Übergewicht,
beim hohen C wirts zu eng.

Karen Plate-Buchner trinkt nur Malzbier



Vor dem Sirenengeheul

von Marcel Menne

Eine nur mit Reizwäsche bekleidete Hure räkelt sich auf einem Plakat über der Fussgängerzone. Ihr aufgestelltes rechtes Knie ist abgeblättert, ein riesiger Dinosaurierkopf aus Schrott klebt an seiner Stelle. Eine Horde Elefanten folgt der Weisung eines Schildes zu einem goldenen M, am Geländer zur U-Bahn lungern Dealer neben der Aufschrift kenn-dein-Limit, das Erotikkino in der Gasse dahinter hat noch geschlossen. Ein Penner fragt nach etwas Kleingeld, eine Frau mit Kind faucht ihn an. Eine Wasserfontäne fliegt durch das Bild. Kinder spielen und kreischen und jagen um den Brunnen herum und spritzen sich nass, kleine Regenbogen leuchten im Wasser auf, Kniestrümpfe funkeln durch die Sommerbrise, mir wird heiss, die Klimaanlage kann ich nicht anschalten, ich mache das Fenster auf. Wo sind sie? Auf dem rissigen Asphalt liegt eine Vanilleeiskugel, darüber hockt ein kleines Mädchen und weint, ihre blonden Zöpfe sind durchnässt. Das Mädchen neben ihr, etwas grösser und mit dunkleren Haaren aber denselben Zöpfen und den Strümpfen unter einem Sommerkleidchen, wahrscheinlich sind es Geschwister, das grössere Mädchen gibt dem kleineren ihr Eis. Sie lächelt. Sie taucht mit ihrer Hand in den Brunnen ein und spritzt mit den Fingerspitzen ein paar Tropfen ins Gesicht ihrer Schwester. Die Schwester strahlt mit Tropfen an den roten Lippen, Kniestrümpfe funkeln durch die Sommerbrise. Ich muss es tun und es muss bald sein. Bitte geht, Mädchen. Ich kann euch nicht helfen, ich kann nicht anders. Ja, morgen schon in den Zeitungen, den Nachrichtensendungen, den

Infofenstern der E-Mail-Anbieter, da wird es heissen: Ein Verrückter, ein Irrer war es. Und in allen Ländern werden sie fragen: Kam eins der Opfer aus unserem Land? Und eine Familie ist erschüttert und irritiert und diskutiert am Mittagstisch, wie konnte es dazu kommen, hätte jemand etwas ahnen können, wie kann man sich nur davor schützen? Bis Papa mit den Achseln zuckt und sagt „es gibt ein paar Leute, die sind krank, da kann man nichts machen.“ Dann blättert er um und sagt: „Mensch, der Ronaldo hat über 40 Hütten gemacht.“ Ein paar sind vielleicht anders, grübeln vielleicht eine Woche oder etwas länger und sind wirklich betroffen, aber irgendwann schieben sie den Schrei beiseite, denn er passt nicht.

Meine Familie wird es wissen, muss es wissen, irgendwann, mir bleibt keine andere Wahl, ich kann nicht anders, und sie werden es verstehen. So ist es. Zum Glück leben sie weit weg, sonst würden die Schweine sie aufspüren und finden und ihre Namen und Adresse herausgeben, dass sie zum Frass vorgeworfen werden können, weil es ihr einziges Verbrechen war, mich zu lieben.

12:50. Es ist Zeit, es muss jetzt sein.

Bitte geht, Mädchen, bitte geht.

Kniestrümpfe funkeln durch die Sommerbrise.

Vergebt mir.

Marcel Menne trinkt Stauder



Pengographie

von Domenico Vincenzo Gottardi

Peng! Der Bestattungsbeamte hätte den Sargdeckel auch etwas süüferliger zumachen können. Nicht einmal in der Totenruhe hat man seine Ruhe. Aber wie sollte geräuschlos enden, was mit einem Chlapf begonnen hat? Kaum raus aus Muttern und schon gibt es eins aufs Füdlen. Die Welt ist grausam.

Wenigstens haben meine Eltern mich nie geschlagen. Nur gestrublet und ohni Znacht ins Bett. Dafür wurde ich von meinen Brüetschen umsomehr vertöffelt. Beim Legölen oder Indiänerlen. Und in der Schule sowieso.

Damals haben die Lehrer von der Schulaufsicht noch stehende Ovationen bekommen, wenn sie uns den Lineal um die Ohren gehauen haben. Da wurde der Lehrstoff noch eingepregelt, nicht wie heute in schamanischen Ritualen ins Hirni gefächert. Unser Klassenlehrer hat alben besonders strub zugelangt. Für den war Chläpfen ein Schulfach.

Wir waren halt auch Schnudergielen, grad der Sämu und ich. In der Sek haben wir einmal in der grossen Pause, statt go schutzen oder doofe Modis plagen, im Chemieuntizimmer mit Stinkbomben experimentiert. Die haben zwar nicht peng gemacht, aber der Abwart musste danach das Schulhaus räumen und drei Tage durchlüften.

Und wir wollten es natürlich noch gröber. Mit richtig chlepfen und sprengen. Nicht nur so Chäp slipistolenzügs und Frauenfürze abpfupfen. Also haben wir auf dem Waffenplatz Thun einen Panzer 68 in die Luft gejagt. Die restliche Flotte wurde wenig später ausgemustert und durch einen robusteren deutschen Tank ersetzt. Noch nie zuvor war ein Milliardenengeschäft im Nationalrat so schnell durchgewunken worden. Sämus und mein Verdienst!

Doch spätestens als wir merkten, dass die Modis Püppi bekamen und das Schnäbi nicht nur zum Bislen an

uns baumelte, war es mit dem Bömbe-len vorbei. Da hat es beim Sämu und der Mönele plötzlich ganz anders peng gemacht. Und ich war im Skilager in der Lauenen beim Besentanzen jeden Abend hinter der Trixle her und habe mir den Wolf geklopft, damit sie einmal mit mir und nicht immer nur mit dem Röbu tanzt.

Irgendwann hat sie's begriffen und mit mir zu „Bang Bang“ von Nancy Sinatra geschwoft, wo ausgerechnet dem Röbu seine Platte war. So eine schön langsame, wo beim Stehbluestanzen Dampfvolken aus den Winterpulis aufgestiegen sind und man hinterher noch mit seinem Meitschi auf die Schüissi gegangen ist zum Züngelen. Als die Schulzeit endlich zu Ende war, ist mir auch die Trixle verleidet.

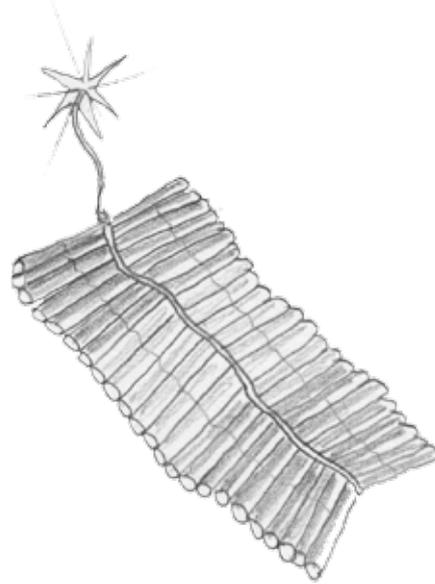
Danach bin ich mit Sophie Marceau gegangen – Boum! Aber Paris war halt schampbar weit weg, der Stiftlohn hat kaum für den Zug gereicht. Und Sämu, der sich ein kleines Vermögen zusammengedealt hatte, konnte ich nicht anpumpen. Der nahm sich gerade eine Auszeit auf der Pöschwies. Sophie hat dann noch schwierig getan, als ich mit ihr Schluss gemacht habe, so mit beleidigt herumfranzöseln und Türen schletzen – peng!

Nach der Stifti wurde mir das Leben bald fad und ich wollte lieber als Bohemien die Welt bereisen, verstörende Gedichte schreiben und in Sexkom-

munen stoppelbärtige Hippiefrauen bodypainten. Bis das Fränzi mit diesem komischen Stift in der Hand dahergekommen ist, wo draufstand, dass es bald junge Chüngel gibt.

Also musste ich wieder in die Hosen, zurück ins bürgerliche Leben, Geld verdienen, als Hilfskoch im „Rössli“ Mümliswyl, wo das Fränzi gekellnert hat, mit einer grossen Püle unter dem Schurz. Und alle haben gewusst, wer ihr den Goof angehängt hat und sich darüber das Maul zerrissen. Grad der Röbu und die Trixle! Denen habe ich aber den Härdöpfustock und die Fleischvögel mit dem Büschel Peterlig oben drauf sowas von auf den Stammtisch geknallt, am Abend vor dieser Nacht.

Kolleg Sämu wieder zurück aus der Pöschwies, quasi Freigang, mit dem Porsche vom Stettler Märku, seinem Zellennachbarn und Sänger der Metalband „Wounded Willy“. Und ich in der Chuchi grad frei und das Fränzi im Schwangerschaftsturnen. Also freie Bahn für uns zwei alten Schnudergielen aus der Sek. Nochmals so richtig einen draufmachen, der guten alten Zeiten Willen. Aber da hat es dem Sämu auf der Fahrt durch Mümliswyl plötzlich ausgehängt und er ist in einer Kurve einfach geradeaus gefahren. Peng!



*Domenico Vincenzo Gottardi
trinkt Delirium Tremens*

Playground

von Boris Semrow

Tschiktschak – peng – weg das blondgezapfte Mädchen auf der Schaukel. Tschiktschak – peng – weg der Nachbarsjunge im Sandkasten. Tschiktschak – peng – tschiktschak – peng – tschiktschak – peng – weg die blöden roten gelben blauen Buddeleimer, tschiktschak – peng – weg.

Kleinkevin bahnte sich seinen Weg über den Spielplatz der Wohnsiedlung, die strammen Beine fest in den Boden stampfend, in seinen Armen eine Pumpgun, Kaliber 12, mit Klappschaft.

Tschiktschak – peng – Hey!

Einer der neuen Väter, arbeitslos oder im Babyjahr oder beides, erhob sich erbot vom elterlichen Beobachtungsposten einer im Schatten liegenden Parkbank: Was soll das?

Der spielt doch nur, Günther, besänftigte Marianne Meyer mit Ypsilon verharmlösend das Geschehen, nicht ohne dennoch einen kurzen sorgenvollen Blick auf ihre Tochter Melanie zu werfen, die gerade die grosse Rutschbahn hinaufkletterte.

Doch bevor Günther Gelegenheit bekam, sich zu rechtfertigen, hatte Kevin bereits beide im Visier: tschiktschak – peng – tschiktschak – peng. Und, am Ende einer eleganten 180-Grad-Drehung, tschiktschak – peng – weg das Mädchen Nummer zwei, noch im Rutschen und nun eine rote Blutspur nach sich ziehend.

Nun griffen auch andere Eltern ins Geschehen ein, aufgebracht oder verärgert. Drei Mütter und ein letzter verbliebener Vater schrien wild durcheinander. Das geht doch nicht!

Aufhören, Schluss jetzt!

Hat der keine Eltern?

Hallo, wem gehört dieser Junge hier?

Aber Kevin, hinter den Linien und auf sich allein gestellt, brauchte keinen Vater, brauchte keine Mutter.

Gib jetzt das Gewehr her!

Entschlossen näherte sich ihm Frau

Bergheim aus Block A. Kevin wich einen Schritt zurück und liess es krachen: Tschiktschak – peng – weg die Alte, die stumm in sich zusammensank.

Panisch ergriffen daraufhin Emilie Busch, Waltraud Bürger und Valentin Seehof die Flucht, jedes Elternteil auf dem Weg zum eigenen Kind: Laura und Jasmin auf der Wippe, Markus auf der Kletterburg.

Kevin verfolgte die auseinander laufenden Flüchtenden mit kühl kalkulierendem Blick. Höchste Präzision war jetzt gefragt.

Tschiktschak – peng – Waltraud Bürger wurden im Lauf die Beine weggeschossen, und sie blieb zitternd und zuckend liegen. Tschiktschak – peng – tschiktschak – peng – die Wippe war wieder frei. Tschiktschak – peng – weg die Birne von Valentin Seehof und tschiktschak – peng – leichtes Spiel mit Emilie Busch, die bereits mit einem Heulkampf zusammengebrochen war.

Blieb nur noch der Junge auf der Burg. In geduckter Haltung rannte Kevin zum östlichen Turm, drückte sich an die Wand und atmete tief durch. Die Pumpgun im Anschlag, drang er durch die niedrige Tür in den Turm ein. Gut, gesichert. Jetzt weiter, die Burg durchkämmen, Schritt für Schritt. Erst den Gang lang, wieder geduckt, unterhalb der hölzernen Zinnen. Da! Nein, nur ein Schatten. Nicht kirre machen lassen. Schnell in den nördlichen Turm. War da nicht was? Nein, wieder nichts. Turm gesichert.

Kevin warf einen Blick auf die Hängebrücke, die nun vor ihm lag. Die Brücke schwankte und würde seine Treffsicherheit erheblich einschränken. Aber ihm blieb keine Wahl, er musste rüber zum nächsten Turm.

Mit möglichst ruhigen Schritten betrat Kevin die Brücke, die erwartungsgemäss mit lautem Klappern hin und her wackelte. Breitbeinig versuchte Kevin

das Schwanken auszugleichen, jeden Schritt sorgsam setzend. Gerade hatte er die Mitte passiert, da stürmte aus dem südlichen Turm Markus, der Feigling, und rannte davon. Kevin vollzog eine halbe Drehung und eröffnete das Feuer. Tschiktschak – peng – tschiktschak – peng – tschiktschak – peng. Die Kugeln peitschten Markus den Sand in die Hacken, verfehlten aber ihr Ziel. Kevin legte erneut an. Tschiktschak – zu spät! Markus verschwand hinter den Müllcontainern und war ausser Reichweite.

Mist! Vor Wut schnaubend verliess Kevin die schwankende Brücke und die Burg. Einer entkommen. Aber sein Ziel hatte er erreicht: der Spielplatz war befreit und gehörte wieder ihm, Kevin allein. Zufrieden wanderte sein Blick von der Wippe zur Rutsche und auf den verwaisten elterlichen Spähposten. Juhu!

Kevin setzte sich auf den befestigten Boden am Rand des Buddelkastens und liess sich auf den Rücken fallen. Verträumt verfolgte er eine Weile die einzelnen Schäfchenwolken, die ruhig über ihn hinweg zogen. Nur eines war nun noch zu tun. Kevin setzte sich wieder auf und hielt sich den Lauf der Pumpgun unters Kinn. Auftrag erfüllt. Peng.

Boris Semrow trinkt Tennent's Lager



Am Baum der entführten Jungfrauen

von Steve Hoegener

Das Murmeln der Wellen drang noch über die Friedhofsmauern.

Ich wollte nicht, dass sie unglücklich ist.

Enzo nickte müde und blickte seinem Gegenüber ins sonnenegerbte Gesicht mit dem perfekt gestutzten, weisen Schnurrbart. Vittorio trug einen schwarzen Borsalino zu seinem dunklen Nadelstreifenanzug. Ein Aftershave mit Zitrusnote. Er war frisch rasiert und machte insgesamt den stilsicheren Eindruck eines Mannes, der es als eine Frage der Ehre ansieht, eine bella figura zu machen. Sie hatten sich lange nicht gesehen.

Dachtest du, ich würde nicht kommen? Du weisst, hier vergessen die Leute nichts, sagte Vittorio. Aber hätten wir uns gesehen, sie wäre unglücklich geworden.

Enzo wurde von einer Welle Erinnerungen weggeschwemmt, an das Tarent der 60er, an Sommer in Rom, wo sie ihren Wehrdienst ableisteten. Einmal hatten sie dort zusammen mit Mastroianni in einer der improvisierten Strassentrattorias von Trastevere gegessen. Meldet euch in Cinecittà!, hatte er ihnen schulterklopfend empfohlen. Leute wie ihr. Chance für jeden. Und solche Charakterköpfe. Es gab Orecchiette aus ihrer Heimat und den schweren Wein der kargen, lichtdurchfluteten Landschaft Apuliens, die sie liebten wie ihre Mutter, und die sie abwies wie ungeliebte Kinder. Enzo und Vittorio hatten ihr Heimweh geteilt. Und ihren Lebenshunger. Ersteres ertränkten sie in Wein, letzteren in Frauen, die sie manchmal auch teilten. Touristinnen, für die Italien ein Sonnenuntergang auf einer Postkarte war. Oder eine Zwischenstation auf dem Weg nach Nordafrika oder Indien. Und die wirklich aus einer anderen Welt kamen. Denn in ihren Dörfern gab es oft kein fliessendes Wasser, man lief

barfuss und einige Familien lebten in Höhlen, deren Feuchtigkeit die Hälfte der zahlreichen Kinder dahinraffte. Die rothaarige Amerikanerin hingegen zeigte ihnen die Autogrammkarte eines Mannes, der kurz zuvor auf dem Mond gelandet war.

Jenseits der Friedhofsmauer knatterte eine Vespa vorbei.

Vielleicht war sie glücklich mit mir.

Wer weiss? Ihr habt zwei schöne Mädchen. Sie haben studiert. Wo noch gleich?

In Amerika. Du weisst es doch. Du hast ihnen das Studium finanziert, oder?

Vittorio beantwortete die Frage nicht. Ah, Amerika. Der Mond!, sagte er nur und reichte ihm die Hand; drückte sie fest. Mein Beileid. Ich habe sie geliebt, Enzo. Portati bene! Enzo nickte wieder: Arrivederci! Enzo wollte ihn nicht wirklich wiedersehen. Sie mieden sich seit 30 Jahren. Seit der Sache mit dem Baum der entführten Jungfrauen. Seit der Sache mit Maria. Die beide bewundert hatten. Und keiner teilen wollte.

Enzo schaute Vittorio nach. Dann verliess er Marias frisches Grab als letzter. Sein Herz fühlte sich eng an. Sie hatte immer ins Meer gestreut werden wollen. Als er ausserhalb des Dorfes das ionische Meer erblickte, dessen Azurton sich am Horizont mit dem Himmel vereinte, parkte er seinen Fiat 500 und stieg aus. Die Grillen zirpten. Die warme Luft roch nach Salz und Meerestang. Er spazierte bis zu den Klippen mit dem mächtigen Olivenbaum, der Hitze und Meereswinden seit Jahrhunderten trotzte. In seinen Knoten tanzten die Herzen von Generationen. Mit seiner Hand glitt Enzo über den rauen Stamm. Auch sein vernarbtes Herz. E & M. Der Alte tastete nach seinem Messer in der Hosentasche und lächelte. Hier, am Baum der entführten Jungfrauen, trafen sich seit jeher die Paare. Die Brandung übertönte alle



Geräusche, weshalb der Ort im Volksmund auch einen kürzeren vulgärereren Namen trug. Hier hatte Enzo Maria zum ersten Mal nackt gesehen. Hinter ihr das Meer, die Gischt. Wie eine schaumgeborene Venus.

Aus der Ferne sah ein jugendliches Paar den Alten, wie er sich an den Olivenbaum lehnte, sich ans Herz griff und sich schliesslich müde hinsetzte. Sie waren es auch, die sich abends anonym bei der Polizei meldeten. Der Alte war nicht mehr aufgestanden. Die Carabinieri entdeckten eine einzelne Patronenhülse am Wegesrand, beim verlassenen Fiat. Die Kugel, die Enzo im Rücken getroffen hatte, pulte der Commissario aus einem vernarbten Herzen im Baum heraus. Enzo starrte den aufgehenden Mond an.

Den Schuss hatte niemand gehört. Und selbst wenn, das wusste der Commissario aus dem fernen Rom inzwischen, hätte niemand etwas gesagt.

Steve Hoegener trinkt Pacifico



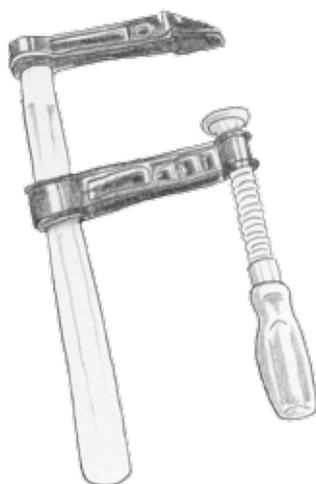
Schichtgeschichten

von Andreas Bösche

Geschafft! Beidarmig wuchte ich den massiven Rahmen hoch, finde die Vorrichtung und lasse das Gestell beherzt einrasten. Der entscheidende Handgriff, er sitzt, endlich! Das ölige Blech schmiegt sich in sein Stahlkorsett, und der Tanz kann beginnen, ein Reigen, bei dem tausend Handgriffe das vorgestanzte Rohmaterial zum goldenen Industriekalb veredeln werden. Noch schwungvoll zwei Zwingen festgezurr, dann ist es offiziell: Ab jetzt tanze ich mit, zumindest in der kleinen Welt der Seitenteile, Punktschweissgeräte und Hubwagen. Doch Solotänzer werden im Werk nicht geduldet, es herrscht Gruppenarbeit. Die Gruppe ist alles. Sie entscheidet über Wohl und Weh des Einzelnen, das gilt besonders für Werkstudenten wie mich. Ob die Kollegen meinen Triumph mitbekommen haben? Insbesondere Lothars Anerkennung wäre mir wichtig. Er ist so etwas wie der gute Gruppengeist, ein grauer Fabrikguru, der mich unter seine Fittiche genommen hat. Seine Weisheiten sind Legende. Auch die oberste Malocherdevisse stammt von ihm und wird bei jeder Schicht beherzigt: „Wir machen hier Massarbeit: Arbeit, aber in Massen!“

Hoffnungsvoll hebe ich den Blick. Lothar und Kollegen stehen erwartungsgemäss an ihren Plätzen, doch etwas stimmt nicht. Die behandschuhten Hände hängen untätig herab, und fünf Augenpaare fokussieren den Arbeitsplatz neben mir. Hier herrscht Olaf, meine personifizierte Nemesis, der keine Gelegenheit auslässt, die „Uni-Susie“ mit den zwei linken Händen zu triezen. Ausgestattet mit einem üppigem Vorstrafenregister knechtet der ehemalige Motorradrocker von des Arbeitsamtes Gnaden auf Probe. In der Gruppenshierarchie strampelt er nur knapp über mir. Das wurmt ihn, ist aber momentan sein geringstes Problem.

Ich schaue zur Seite. Olafs Arm hängt in der Rahmenkonstruktion wie ein totes Stück Holz, punktgenau fixiert von zwei Klappzwingen, deren rötliche Griffe meine Hände noch immer unschuldig umfassen – das sieht nicht gut aus! Ich erstarre, meine Finger scheinen mit den Zwingen verwachsen, doch Olaf gelingt es, den Bann zu brechen: „Was hast du gemacht?“, brüllt er in gefühlter Endlosschleife auf mich ein. Ich schrecke auf, löse die Folterinstrumente und setze zu einer wortreichen Entschuldigung an, doch mein Schicksal hat mich überholt. Abgang Olaf. Er



zischt mir ein kehliges „Ich krieg dich!“ zu und lässt sich dann von zwei Kollegen widerspruchslos Richtung Sannie begleiten. Das wars, Olafs Rache wird fürchterlich sein. Du hast noch genau eine Chance im Leben, und da kommt so ein Studentenheini und versaut dir alles.

Die nächsten vier Wochen sind ein reiner Spiessrutenlauf, ein psychotischer Weg zur Schlachtbank, der am Werkstor beginnt und unter Tage im müffelnden Mikroklima der Waschkauke nur vorläufig endet: Olaf könnte überall sein, und er macht mit Sicherheit keine Gefangenen. Dass ich das durchhalte, habe ich nur der Gruppe

zu verdanken. Ob die aufmunternden Worte von Sympathie für mich oder von einer herzhaften Abneigung gegen den Invaliden getragen sind, hinterfrage ich besser nicht: „Das passiert“, „Der ist sowieso ein Idiot“. Murat zwinkert mir sogar ein verschmitztes „Massarbeit“ zu. Doch nur Lothar gelingt es, mir in einer tiefschwarzen Nachtschicht bei einer Zigarettenpause so etwas wie Zuversicht einzuflössen. Der rötlich glimmende Schein der Kippe vollendet seine Wandlung zum Werksschamanen: „Das Leben ist wie Bandarbeit: Alles zieht vorbei!“ Noch zwei Tage, ich schöpfe Hoffnung. Die Arbeitsgriffe gehen mir mittlerweile im Schlaf von der Hand. Auch sozial bin ich angekommen. Schnitzel und Currywurst während der Frühschicht sind für mich keine Fremdwörter mehr, bei den kernigen Kollegen bringt das Anerkennung. Olaf ist nur noch ein ferner Schatten. „Alles zieht vorbei“, denke ich erleichtert und begeben mich zu meinem letzten Gruppengespräch, vulgo „Gruppensex“, das einmal die Woche im Pausenraum stattfindet. Der Talk ist gewissermassen eine institutionalisierte Erdbeerteerunde unter Männern und wird verhalten angenommen. Es herrscht Teilnahmepflicht, aber die Kollegen lassen sich Zeit, keiner will der Erste sein. Nur einer wartet schon auf mich, braungebrannt und mit blütenweissem Gipsarm! Mühsam erhebt er seinen massigen Leib und stapft auf mich zu. Der gesunde Arm fährt aus – doch statt einer Faust reckt sich mir eine dankbare Hand entgegen! Mechanisch greife ich zu. Olafs Lippen bewegen sich, doch durch den wabernden Angstnebel dringen nur Satzketten: „Einsatz fürs Werk“, „Vier Wochen Malle“, „Festanstellung“ und immer wieder: „Massarbeit!“

Andreas Bösche trinkt Haake-Beck

Im wilden, wilden Westen

von Nike Mangold

Meine liebe Cäcilie hatte mir zum Geburtstag die Tagestour „Wilder Westen für Jedermann“ geschenkt. Sie glaubte, ich wolle den ungezähmten Teil unseres Landes sehen, bevor die Zivilisation überall Einzug gehalten hatte. Das wollte ich nicht, aber Geschenk ist Geschenk.

Die anderen Teilnehmer der Tour waren eine Lady mit Hündchen, ein junges Paar auf Hochzeitsreise und ein Chinese. Im Nirgendwo stiegen wir aus dem Zug und wurden von Joe, unserem Führer, begrüßt. Die Pferde warteten auch schon. Ich wählte einen dünnen, grauen Hengst.

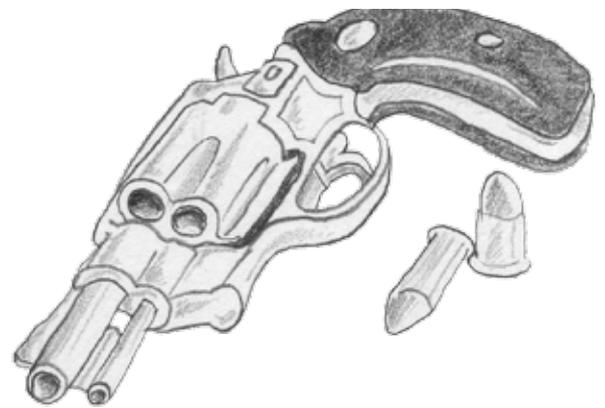
„Compañeros“, rief Joe. „Und hier sind die Kanonen!“

Er verteilte Revolver. Mit Waffen kannte ich mich nicht aus. Dank der Tugend meiner Cäcilie hatte ich mich bis dato nie duellieren müssen. Mit äusserster Vorsicht schob ich das Schiesseisen in meinen Gürtel, liess mir die ausklappbare Tretleiter, die der Chinese aus dem Ärmel geschüttelt hatte, und kletterte aufs Pferd. Das Reiten ging erstaunlich gut. Der Gaul trottete den anderen hinterher, ganz gleich, was ich oben veranstaltete. Wir besichtigten Felsformationen, und Joe erzählte Geschichten von tapferen Cowboys. Gegen Nachmittag rasteten wir in einem Indianerdorf, wo die Damen Silberschmuck erstanden.

Schliesslich machten wir uns auf den Rückweg. Nach der Hälfte der Strecke blieb mein Pferd stehen und begann zu grasen. Also betrachtete ich die Landschaft. Gras, Gras, Gras, soweit das Auge reichte. Wer hier die Orientierung verlor, war hilflos wie ein Schiffbrüchiger. Ich versuchte, mich umzudrehen, um einen Rundblick zu geniessen. Dabei rutschte ich vom Pferd. Der Gaul wieherte schadenfroh und alarmierte damit den Rest der Gruppe. Bald standen alle um mich herum und starrten. Joe fragte, ob ich aufstehen könne. Ich war vor Schock gelähmt und verneinte. Es wurde beschlossen, dass die anderen ihren Weg fortsetzten und Joe mit einem Wagen zurückkäme. Die Lady schob mir noch ihren Mantel unter den Kopf, dann liessen sie mich zurück. Die Sonne schien mir aufs Gesicht. Als ich gerade einschlimmern wollte, schnupperte der Gaul an meinen Haaren. Danach wagte ich nicht mehr, die Augen zu schliessen. Mir kamen unangenehme Gedanken. Hatte man die Bisons wirklich restlos ausgerottet? Aber Schlangen gab es sicherlich noch. Und Kojoten! Ausserdem hatte ich keinen Tropfen Wasser dabei. Auch kein Essen. Das Pferd musste meinen Hunger gerochen haben und trabte von dannen.

„Komm zurück, Drecks-Klepper!“, schrie ich.

Der Beschimpfte gehorchte nicht. Da besann ich mich des Revolvers und feuerte einen Schuss in die Luft. Der Gaul verfiel in Galopp. Erstaunt blickte ich auf die Waffe in meiner Hand. Siehe da, ich konnte schiessen! Ich sprang auf



und ballerte in den Himmel, dass alle Vöglein im Umkreis von fünf Meilen verstummten. PENG, PENG! Das war ein Spass! Ich fühlte mich so wild und frei, wie es nur ein Mann sein kann, der sein treuloses Pferd verjagt, um sich allein durchzuschlagen. Als ich mein Pulver verfeuert hatte, machte ich mich furchtlos auf den Weg zurück. Die Sonne versank blutrot hinter meinem Rücken. Kein Tier wagte es, sich mir zu nähern. Joe staunte nicht schlecht, als ich ihm entgegenschritt.

Zuhause begutachtete Doktor Stanislawski das Hämatom an meinem Allerwertesten, das ich mir bei meinem Sturz zugezogen hatte, und prognostizierte, es werde noch mindestens eine Woche zu sehen sein. Meine Cäcilie schlug die Hand vor den Mund, doch ich zog ruhig meine Hose wieder an, dankte dem Doktor und tippte zum Abschied an den Hut. Wer einmal im wilden Westen gewesen ist, ist nicht mehr derselbe.

Nike Mangold trinkt Danza del Diablo

Die letzte Runde bezahlt Schmuddel Schmidli

pffffff
pffffffffffffffffffff
pffffffffffffffffffff
pffffffffffffffffffff PENG

ups

Vorschau

„**Schule**“ heisst das Thema der nächsten Ausgabe der BIERGLASLYRIK. Schicke deinen Text bis am 30. Oktober 2015 an: redaktion@bierglaslyrik.ch.

Ob Kurzgeschichte, Gedicht, Erörterung, Wortdefinition, ... alle Textsorten sind erwünscht. Thematisch oder sprachlich muss dein Text im weitesten Sinn das Thema „Schule“ streifen.

Bedingungen zur Form deines Textes findest du unter: www.bierglaslyrik.ch. Eine Auswahl der eingesandten Texte erscheint in der nächsten Ausgabe.

klein.



aber flexibel.
GOTTARDi PRINT

Telefon 031 991 75 76 – E-Mail: info@gottardiprint.ch

Impressum

Herausgeber & Redaktion:

Michael Bucher
Oliver Käsermann
Reto Boschung

Illustrationen: Raphael Santschi

Korrektorat:

Peter Käsermann, Sonja Koller

Administration: Marlène Käsermann

Abo-Verwaltung: Maurice Perriard

Büro Biel: Franziska Berger

Büro Zürich: Peter Frech

Büro Nettetal: Anke Tschickardt

Büro Wien: Katharina Ramchen

Büro Auw: Angela Sutter

Büro Straubing: Benedikt Schräpler

Büro Krefeld: Sarah J. Beckmann

Bierrat: Vakant bzw. rekonvaleszent

Kontakt:

BIERGLASLYRIK
Hubelmattstrasse 42A
3007 Bern (Schweiz)
redaktion@bierglaslyrik.ch
www.bierglaslyrik.ch

Auflage: 150 Druckexemplare sowie freier Download

Druck:

Gottardi Print
Bernstrasse 45
Postfach 585
3018 Bern